

32. Jhg. NOVEMBER 2021 Nr. 11 (396)

MASURISCHE STORCHENPOST



Was bleibt, wenn unsere Erinnerung an die Toten verblasst?

S.4



Der Friedhof von Dorntal wurde nach Zielhausen umgebettet S.22

Totensonntag

Nie sind nur die da...
Die da sind,
Immer auch die anderen,
Urbesungenen,
Unerwähnten,
Ihr ist aufgehoben in unserem.
Ihr Atem streift uns wie Hauch
In unseren Gedanken.
Voll ist das Land
Mit ihren Worten und Gebärden.
Ihre Hoffnung ist nicht begraben.
Nichts ist vergeblich.
Wie könnten wir sein
Ohne ihr Lachen und Leiden?
Uns Vorausgegangene,
Begegnet sind wir uns nie,
Aber verbunden
Durch unsichtbare Bänder,
Nicht vergessen,
Erinnern an euer Leben,
Wie groß es ist,
Daß selbst wir noch Platz darin finden.
Habt acht auf uns,
Auch die Spuren, die wir legen,
Werden gebraucht.

Klaus Nagorni

Können wir noch der Nächsten gedenken, die von uns gegangen sind? Oder: über den Tag der Toten

Die letzten Oktobertage kommen und die Massen strömen auf die Friedhöfe. Man muss schließlich Ordnung schaffen und Grabmäler waschen, weil man das so muss, weil die Zeit dafür gefehlt hat, es früher zu machen, weil Ferien waren, weil keine Zeit ist,... Und dann verwandeln sich die zwei Tage (1. und 2. November), die in uns Besinnlichkeit und Erinnerung wecken sollen, in eine seltsame Kombination aus Jahrmarkt und Kirchweih. Hunderte brennender Grabkerzen, aufgestellt nach irgendwelchen bizarren Kompositionen, auch moderne mit Batterien betriebene, Dutzende modischer Gestecke, Grabschmuck und zu diesem Anlass gemachte Blumensträuße. Es gibt Menschen, die sogar konventionelle, banale Nachrichten über ihr Leben austauschen. Ja, es stimmt, dass – wie Wisława Szymborska geschrieben hat – „wir länger leben, aber weniger präzise und in kürzeren Sätzen“. Bald werden es einsilbige Sätze sein.

Aber niemand gedenkt der Toten. Haben wir Angst, können oder wollen wir uns nicht erinnern, oder erinnern wir uns nicht mehr? Soll das Maß unserer Erinnerung nur die Anzahl der Grabkerzen und Blumen sein? Haben wir Angst, dass das Gedenken an die Toten uns an unsere eigene Vergänglichkeit, unseren eigenen Tod erinnert? „*Der Tod ist nicht das Ende unserer Existenz, wir leben in unseren Kindern und den nächsten Generationen. Denn es sind weiterhin wir und unsere Körper sind nur verwelkte Blätter am Baum des Lebens*“ (Albert Einstein).

Wir vergehen, denn so ist das Naturgesetz. Das Alte muss dem Neuen weichen, und nur so bewegt die Welt sich vorwärts. An die Angst vor dem Tod kann man sich nur schwer gewöhnen, deshalb meiden wir das Thema und distanzieren uns davon.

Wir suchen Trost in der stoischen Philosophie, nach der das Vergehen unausweichlich ist, man es akzeptieren und sich mit ihm abfinden, und die Zeit, die dem Menschen (von den Göttern oder der Natur) gegeben ist, für ein würdiges Leben nutzen sollte.

Seit der Antike sind sich die Menschen bewusst, dass der Tod in keiner Weise vermieden werden kann. Die epikureische Philosophie betont den Nutzen des Lebens und die Suche nach Freude - einer Freude, die sich zumindest indirekt aus der Tatsache ergibt, dass das Leben ein Ende hat, denn das gibt dem Leben seinen Geschmack.

Es entstanden Mythen, z. B. im Altertum über den Fluss Styx oder Charon. Die alten Griechen glaubten an die Reinkarnation: bevor die menschliche Seele in das Land der Ahnen ging, musste sie auf dem Weg der Selbstvervollkommnung eine Reihe von Inkarnationen in verschiedenen Wesen, Pflanzen, Tieren durchlaufen.

Die lateinische Maxime - „Kunst dauert lange, das Leben ist kurz“ tröstet, dass zwar der Künstler schnell in die Geschichte (oder ins Vergessen) eingeht, seine Werke aber noch Jahrhunderte nach seinem Tod bestehen werden.

Das Motiv des Todes, seiner Bedeutung und seines Sinns sind in der Literatur in allen literarischen Epochen aufgetaucht. Eini-

ge Beispiele: „Threnody“ von Jan Kochanowski, „Die Leiden des jungen Werther“ oder „Faust“ von Johann Wolfgang von Goethe, „Die Pest“ von Albert Camus, „Abschied von Maria“ von Tadeusz Borowski, die Gedichte von Czesław Miłosz und viele andere.

Die Epochen sind vergangen, aber das Motiv des Todes hat nicht an Aktualität verloren. Kulturelle und zivilisatorische Veränderungen haben vielleicht die Perspektive und die Sichtweise auf Leben und Tod verändert. Auch in der heutigen Zeit, in der es einen Kult um Reichtum, Schönheit und Jugend gibt, wird nicht versucht, das Thema Vergänglichkeit und Tod zu zähmen.

Manchmal haben solche Versuche einen Hauch von schwarzem Humor.

„Tag der Lebenden“ (Ewa Lipska)

***Am Tag der Lebenden
kommen die Toten an ihre Gräber
– sie zünden Neonlichter an
und sie graben die Chrysanthemen der Antennen
auf den Dächern mehrstöckiger Grabmäler
mit Zentralheizung um.***

***Danach fahren sie
zu ihrer täglichen Arbeit
mit Aufzügen
zum Tod.***

Julia Hartwig, „Bitteres Trauern“

*Man sollte sie betrauern,
weil wir diese Tränen nötig haben
man sollte sie betrauern
weil sich das seit Jahrhunderten so ziemt*

*Aber in Wirklichkeit
brauchen sie diese Tränen nicht
Sie schauen von oben auf uns herab
und sagen 'alles klar' und 'okay'
wenn sie sehen
dass wir unsere Tapferkeit aus uns hervorholen*

Aber wir dürfen die nicht vergessen, die von uns gehen – diese Erinnerung verleiht ihnen Unsterblichkeit. Was bleibt, wenn unsere Erinnerung an die Toten verblasst? Nur Steine.

Die Pflege der Erinnerung an die Toten sollte immer die Frage nach unserem eigenen Platz in der Welt aufwerfen, uns dazu bringen, das von uns Erreichte zu bewerten und an die Zukunft zu denken. Die Lebensgeschichte unserer Vorfahren bildet unsere Identität. Das Bewahren der Erinnerung an die Vorfahren hilft dabei, seinen Platz im Erbe seiner Familie zu finden und ein Bild seiner selbst aufzubauen, das auf den Eigenschaften, Talenten und der für unsere Vorfahren charakteristischen Lebenskraft basiert.

Wenn wir über das Leben von Familienmitgliedern nachdenken, wer sie waren, woher sie kamen und was für Menschen sie waren, erfahren wir auch etwas Wichtiges über uns selbst.

Unsere Kultur und Identität bestehen nämlich auch aus Sitten und Gebräuchen. Dank ihnen unterscheiden wir uns von Anderen, wir zeichnen uns in gewisser Weise unter Ausländern oder Menschen aus einer anderen Region aus. Sicherlich können einige der angenommenen Verhaltensweisen als archaisch und unmodern angesehen werden, doch es lohnt sich, sie zu bewahren (auch in Erinnerung) und weiterzugeben. Dadurch haben unsere Kultur und Tradition Jahrhunderte überdauert.

Ich respektiere die Tradition sehr. Ich möchte jedoch, dass das Fest der Toten in den kommenden Jahren eine Zeit der Reflexion und Besinnung wird und keine Art Modenschau oder Wettbewerb um die prächtigsten Grabschmuck, Blumensträuße und extravagantesten Kerzen.

Ich will keine Erinnerung auf Show.

Barbara Willan

Unsere irdische Episode

Unsere irdische Episode
Eine kürzere oder längere Periode
Die uns völlig frei zur Verfügung steht
Schicksalhafterweise aber nicht nur uns angeht

Schnell merken wir
Wir sind nicht allein hier
Ihre irdischen Lebensprojekte
Realisieren auch andere Subjekte

Man muss sich damit arrangieren
Zu viel Zeit hat niemand zu verlieren
Die uns gegebene Zeit menschlich zu erleben
Diese Lebensaufgaben wurden uns allen gegeben

Stefan Pioskowik
Oberschlesische Poesie , 2020

Der masurische Großvater

Es gibt zwei Bilder von ihm. Das eine ist ein vergilbtes Photo aus einer Zeit, in der es für einen ehrlichen Mann beinahe unerschwinglich gewesen sein muss, sich photographieren zu lassen. Es waren wohl besondere Anlässe, die den Luxus eines eigenen Portraits rechtfertigen mussten: eine Bewerbung bei einer neuen Firma, ein Geburtstag in höherem Alter oder ein Ehejubiläum. Auf dem Photo ist das Gesicht eines älteren Herren mit Kaiser-Wilhelm-Bart zu sehen, auf dessen Nase eine randlose Brille mit dünnen Metallbügelu sitzt. Ein zufälliger Beobachter hätte ihn durchaus für einen Lateinprofessor oder einen Gelehrten aus Königsberg halten können. Der weiße Hemdkragen, der aus dem dunklen Anzug hervor schaut, und das lichte, silbergraue Haar geben dem Gesicht meines Großvaters einen würdevollen Rahmen.

Das andere Bild existiert nur in meiner Erinnerung. Ich sitze auf seinem Schoß in der Küche der großelterlichen Wohnung in Gelsenkirchen, in den Händen die Karten eines Quartettspiels. Auf den Spielkarten sind verschiedene Pilzarten zu sehen, gelbliche und bräunliche, rötliche und verräterisch fahle. Mit diesem Spiels sollten wohl Kindern wie Erwachsene den zuweilen lebenswichtigen Unterschied zwischen giftigen und ungiftigen Pilzen lernen. Ich fühle mich sicher auf den Knien des Großvaters. Wenn ich mich bewege, spüre ich den glatten, dunklen Stoff seines Anzugs. An seiner Westentasche baumelt eine lange Silberkette. Wenn ich ihn darum bitte, zieht er die Taschenuhr heraus und lässt ih-

ren Deckel aufspringen. Ich bestaune die drei Zeiger, den großen für die Stunden, den man im Auge behalten muss, wenn man ihn bei seinen unmerklichen Bewegungen ertappen will. Den trägen mittleren, der sich gar nicht zu rühren scheint. Und den pfiffigen, kleinen für die Sekunden, der seine eigene Umlaufbahn hat. Dort zieht er eilig tickend und ein wenig wichtigtuertisch seine Runden. Mit Hilfe der Taschenuhr des Großvaters lernte ich die Zeit kennen. Der Großvater hat Geduld. Manchmal lasse ich mich auf seinem Schoß zurückfallen. Dann berührt mein Rücken die Knöpfe an seiner Weste und seine Arme umschließen mich zu beiden Seiten wie die Lehnen eines großen Sessels. Oder ich rutsche nach vorne auf seine Knie, und genieße eine Bewegungsfreiheit, die durch seine aufmerksamen Hände gesichert ist. Es ist angenehm warm im Zimmer, und ich weiß nicht, ob die Wärme vom Kohlenherd an der Wand kommt oder von meinem Großvater.

Ich bin fünf Jahre alt. Der Großvater ist stolz, dass sich sein Enkel so gut im Reich der Pilze zurecht findet. Eine Karte nach der anderen zieht er aus dem Stapel, und jedesmal muss ich raten: giftig oder essbar? Meine Treffsicherheit verblüfft und begeistert ihn.

Heute weiß ich, dass ich damals weniger die Pilzen erkannt habe als die rote Schrift, die die giftigen von den essbaren unterschied. Ich hatte es leichter, als mein Großvater vermutete. Aber seine Freude an diesem Spiel hat sich auf mich übertragen und die Einsicht, dass man im Leben unterscheiden müsse zwischen Gefährlichem und Bekömmlichem.

Alles, was ich noch über meinen Großvater weiß, haben andere mir erzählt. Als ich sechs Jahre alt wurde, war mein Großvater

schon tot. Wenn ich mich heute an ihn erinnern will, brauche ich die beiden Bilder: das vergilbte Photo und das Bild meiner Erinnerung, als ich auf seinem Schoß sitze. Und vielleicht sogar noch etwas Drittes, Anderes, von dem ich aber nicht sagen kann, was es ist.

Jahrzehnte später bin ich in das Dorf in Masuren gefahren, in dem mein Großvater aufgewachsen ist. Es heißt heute noch so wie damals, Jedwabno. Ich bin über die gepflasterten Dorfstraßen gelaufen. Ich bin den Weg zur Kirche gegangen. An den mit Pflanzen und Büschen überwucherten Stellen des Friedhof habe ich nach einem Kreuz mit dem Namen der Familie gesucht. Aber es gab nirgends eine Spur.

Irgendwann in seiner Jugend muss mein Großvater den Entschluss gefasst haben, sein Dorf zu verlassen und aufzubrechen nach Westen. Niemand weiß, was ihn bewegt hat und wie lange seine Entscheidung in ihm gereift ist. Niemand hat aufgeschrieben, welche Träume er geträumt und welche er zurückgelassen hat. Er muss gehofft haben, in der Fremde ein besseres Auskommen zu finden, als es in seinem armen Dorf möglich war. Vielleicht aber steckte in ihm auch noch der Reiseumut seiner Vorfahren, die aus Glaubensgründen gezwungen waren, das katholische Salzburg zu verlassen. Viele hatten in Masuren eine neue Heimat gefunden. Von daher war ihm Wanderschaft nichts Fremdes. Noch vor der Jahrhundertwende machte er sich auf in eine ungewisse Zukunft.

Mein Großvater konnte vieles. Vor allem konnte er beten und singen. Er war ein frommer Mann in der guten Bedeutung dieses Wortes. Die Bibel im Haus, so war wenigstens in jüngeren Jahren

seine Überzeugung, ersetzt alle anderen Bücher. Also musste die Frau, die er heiraten wollte, auch fromm sein. So fromm, wie man nur in Masuren fromm sein konnte.

Als es an der Zeit war, trat er noch einmal die beschwerliche Reise zurück in die Heimat an. Die dort verbliebene Familie hatte sich schon Gedanken gemacht, welches Mädchen zu ihm passen könnte. Jung war er und klug, voller Entschlusskraft und mit einem Traum, so dass es die Verwandten nicht wunderte, dass die Ausersehene Gefallen an ihm fand. Und er an ihr.

Meine spätere Großmutter Wilhelmine stammte aus einem Gehöft bei Willenberg. Es lag abseits zwischen zwei Dörfern in einem Waldstück. Sie soll ein anmutiges, aber schüchternes Kind gewesen sein, die letzte in einer langen Reihe von Geschwistern. Man weiß nicht, was ihr schwerer gefallen ist: das Leben in der Abgeschiedenheit des Hofes oder die Rolle als Jüngste in einer lauten Geschwisterschar. Ich sehe sie am Ziehbrunnens des elterlichen Hofes, um den herum das Wohnhaus, Ställe und Scheunen, alles aus Holz, gruppiert sind. Hühner und Gänse laufen lärmend über den Hof

Mein Großvater muss großen Eindruck auf die junge Frau gemacht haben. Dennoch ließ die sich nicht Teichfertig anstecken von dem Versprechen auf das Glück irgendwo. Sie prüfte die Absichten des weltgereisten jungen Mannes und fand sie ebenso ernsthaft wie seinen ganzen Charakter. Sein Auftreten strahlte Standfestigkeit aus und vermittelte Vertrauen. Nicht zuletzt war man gemeinsam jung. Was sollte die Zukunft sonst bringen in diesem vergessenen

Winkel? Sie willigte ein und folgte ihm in das ferne, unbekannte Leben.

In meiner Erinnerung ist meine Großmutter eine alte Frau mit geseiteltem weißen Haar, schön und würdevoll, aber den Lebenden schon ein wenig entrückt. Sie ist bettlägerig, leidet ohne zu klagen und wird von einer ihrer Töchter versorgt. Sie hat nur noch einen Zahn, was mir ein wenig Angst macht. Aber schließlich hat sie doch das hohe Alter meines Großvater überboten.

Was der Großvater aus dem Land der Wälder und tausend Seen mitgebracht hat in die aus dem Boden gestampfte Industriewelt der Zechen und Schlote, ist seine Religion. Die wird auch nicht weniger mit den Jahren. Seine Wurzeln aus Jedwabno hat er ein Leben lang mit sich getragen.

Der junge Mann aus Masuren ist in seiner neuen Heimat, wie viele seiner Landsleute, Bergmann geworden. Später bekommt er in der Zeche die Aufgabe des Sprengmeisters übertragen. Er bezieht eine eigene Wohnung in der Zechensiedlung Graf Bismarck. Drei Zimmerchen unten für die Eltern und drei Zimmerchen oben für die Kinder, aber doch genug für alle. Tag für Tag verabschiedet er sich früh am Morgen von seiner jungen Frau und den kleinen Kindern. Fährt Schicht um Schicht unter Tage, um den Lebensunterhalt für die wachsende Familie zu verdienen.

Wenn er nicht auf Spätschicht oder gar Doppelschicht ist, kann er schon mittags wieder zu Hause sein, Auf dem roten Plüschsofa in der Küche vor dem großen Wohnzimmertisch mit der Plüsch Tischdecke hält er dann sein Nickerchen. Es bleibt genug Zeit, um mit den Kindern zu singen oder spazierenzugehen.

Aber es gibt auch Arbeit im kleinen Garten am Haus. Da wird, zur Freude der Kinder und zur Ernährung der Familie, ein Schwein

gehalten. Im Garten steht die selbst gebaute Räucheranlage, wo Schinken und Speck hergestellt werden. Aber selbst geschlachtet hat der Großvater nie.

Bei der Arbeit unter Tage ist finstere Nacht. Es braucht einen hellen Glauben, um dort zu bestehen. Seine jüngste Tochter, meine Mutter, erinnert sich, wie seine Frömmigkeit dem Leben Gestalt gab. Kein gemeines Essen, für das nicht der Dank in einem Tischgebet gesprochen worden wäre. Am Abend, bevor die Gaslaternen angezündet wurden, mussten die Kinder vom Spiel auf der Straße zurück sein. Als jüngstes Kind saß meine Mutter an der Seite des Vaters. Das Abendgebet am Bett aber war Sache meiner Großmutter. Beim Gebet wurde noch auf dem Fußboden gekniet.

Der Glaube machte das Leben hell. Dunkelheit gab es im Alltag genug, nicht nur unter Tage, sondern auch über Tage. „Ich danke dir, Gott, für deine Güte, die jeden Tag neu ist“, so erinnert sich meine Mutter an das tägliche Morgengebet ihres Vaters. Mein Großvater ist ein dankbarer Mensch gewesen.

Es war eine schlichte, aber wirksame Frömmigkeit. Die Grundsätze waren klar und lebenspraktisch. Was ihm in den Augen anderer Würde gab, hatte seinen Grund in seiner Unabhängigkeit von menschlichem Urteil. „Ob mich Menschen tadeln, loben, anerkennen, missverstehen, Herr, dein Wohlgefallen droben, soll mir über alles gehen“, hat der Großvater gesagt, als ihm seine eigenen Brüder einmal schwer zusetzten.

Was er konnte, wollte er dem lieben Gott in aller Bescheidenheit zurückerstatten. Er hat die Bibel fleißig studiert und an Sonn- und Festtagen in der Wohnküche Andachten abgehalten. Ohne eine

Ausbildung auf irgendeiner Universität ist er Prediger des masurischen Gebetsvereins gewesen.

An Sonntagnachmittagen waren die besonderen Gemeinschaftsstunden, in denen man sich, zusätzlich zu den Gottesdiensten am Vormittag, traf. Mit ratterndem und schepperndem Fahrrad, so sein älteste Sohn, sei der Vater angeradelt, um seinen masurischen Landsleuten Gottes Wort auszurichten. Von Herzen und aufrichtig, wie meine Mutter sagte, wenn auch manchmal etwas langweilig. Sie hat ihn dabei begleitet, sozusagen in Person, aber auch auf dem Harmonium, um den Gesang der Gemeinde zu verschönern.

Ich kann mich nicht daran erinnern, meinen Großvater je bei seinem Namen gerufen zu haben. Friedrich hat er geheißen oder auch Fritz. Beides finde ich unangemessen und passt nicht zu meiner Erinnerung. Friedrich klingt mir zu steif und fängt die Nähe nicht ein, die ich mit seinem Bild verbinde. Und Fritz erscheint mir fast ein bisschen respektlos.

Als ich auf seinem Schoß saß, war er für mich einfach mein Großvater. Das genügte. Ich war ihm so nah, dass ich an seinem Bart ziehen konnte und fand, dass seine Wangen herrlich kratzten. Bei ihm lernte ich, die Zeit zu verstehen und zu unterscheiden zwischen dem, was für ein Menschenleben gut ist und dem, was man besser sein lässt. Ich fühlte mich aufgehoben, und die Welt war gut. Von einem besseren Platz hätte ich nicht einmal träumen wollen.

Klaus Nagorni

Meine Großmutter

Schneeweiße Haare, festgebundener Knoten,
Falten und Ackerfurchen im Gesicht.

Fast achtzig Jahre.

Ein Widerschein der Jugend
aus gü'tgen blauen Augen bricht.

Dem Schönen war dein Herz ergeben,
ein edles Lied, ein klingend Wort,
den hohen Malven vor dem Fenster,
dem Schwalbenpaar am trauten Ort.

Dein Märchenbuch, wohl aufgeschlagen,
ward nicht benutzt, es ruhte still.
Die Märchen flossen aus der Seele
mit eignen Worten, eignem Will.

Auch all die altvertrauten Lieder
die du mir sangst so innig schlicht,
ob ich ohn' dich ein Sänger wäre?
Nein, Großehen, ganz gewisslich nicht.

Willy Rosenau

Der dankbare Enkel

„Wer danken kann, für den bekommt die Welt
ein anderes Gesicht!“ (Rainer Schmidt)

Dieser Ausspruch von Rainer Schmidt, hat in unserer beziehungslosen „Gesellschaft“ mehr denn je seine Berechtigung und seinen Sinn. Dankbarkeit ist nämlich heute mehr als dünn gesät. Die Menschenheit hat das Danken verlernt! Sie stellt nur Forderungen auf und nimmt, alles für selbstverständlich hin. Dabei beginnt die Kultur des Herzens bei der Dankbarkeit! Denn wer alles für selbstverständlich hält, der wird mit der Zeit oberflächlich. Er glaubt, alles, be-und ausnutzen zu können.

Für mich ist der undankbare Mensch immer einer ohne Ehrfurcht, ohne Gewissen und ohne freundliche Mitmenschlichkeit. Bei ihm fehlt es an den kleinen Freuden des Lebens, die er anderen missgönnt.

Durch ein freundliches Wort, einen herzlichen Händedruck, eine, kleine Handreichung oder durch ein liebenswürdiges Lächeln erzielt der Umgang miteinander eine große Wirkung, nämlich eine menschliche Beziehung. Ein Wort des Dankes kostet uns doch nichts! Dabei schafft es zwischen uns eine menschliche Brücke, wenn es zur richtigen Zeit und an den richtigen Menschen gerichtet wird.

„Denn niemand von uns ist dankbarer, als für eine Dankbarkeit“, pflegte meine Großmutter mütterlicherseits zu sagen. Und sie hatte recht! Denn in der Jugend ist man liebevoll; doch im Alter liebesbedürftig und damit für jede kleine Geste dankbar! Uns Älte-

ren verhilft das besinnliche Leben in Güte, Weisheit und Wärme leichter zu einem lächelnden Dankeschön!

Wenn ich an meine dörfliche Großmutter zurückdenke, dann bin ich ihr unendlich dankbar, dass sie mir das Danken als Kind beigebracht hat. Ihr Leben war von einer fürsorglichen Verantwortung für mich getragen. Sie war nicht nur eine gute Erzieherin, sondern in meiner Kindheit auch ein ruhender Pol, den ich in meinen seelischen Nöten immer anlaufen durfte. Sie war nicht da, um zu strafen, sondern sie war da, um Liebe zu schenken. Ihr Lächeln, das sie aufsetzte, war ein gutmütiges, aber oft auch verschmitztes. Bei meiner Großmutter mütterlicherseits, die in unserem Dorf Kreuzofen wohnte, verlebte ich die schönsten Stunden meiner Kindheit. Ich besuche sie fast täglich. Sie erschien mir hilfreich und gut, weil sie stets Zeit und ein gutes Wort für mich hatte. Oft half ich ihr bei Haus- und Feldarbeiten, wie zum Beispiel Holzsägen und -hacken, Kartoffelgraben, beim Roggeneinfahren und beim Einkaufen.

Oma wohnte in einem Ziegelhaus auf Wigonn, dort, wo der Postbote Schiwy aus Kurwien morgens auf seinem Fahrrad die tägliche Post brachte, um sie an die bereits wartenden Kinder zu verteilen. Er wurde stets von uns freudig begrüßt. Wenn er seine schwarze Posttasche öffnete, dann strahlten wir. Auf diese Art erhielten die Eltern ihre Briefe und Pakete schneller ins Haus. Oft war sein Fahrrad mit den Paketen so schwer beladen, dass er kaum fahren konnte. Sein Zustellbezirk war recht groß, weil er auch die Förstereien Seehorst und Hirschhagen sowie den Bahnhof Kurvier) anfahren musste.

Hier lebte meine Großmutter Henriette Sayk, die Witwe war mit ihrem zweiten Ehemann Samuel Böhnke, einem Bergwerksinvaliden aus dem Ruhrgebiet.

Oma Sayk lebte inmitten von Obstbäumen und Büschen. Eine Hecke mit einem Zaun umgab ihr Haus. Hier saßen die Großeltern auf einer Hausbank in der Sonne, und lasen die Zeitung, wobei sie eine gute Tasse Bohnenkaffee tranken. Ich spüre noch heute den angenehmen Duft in meiner Nase. Oft ist dabei für mich ein Marmeladenbrot oder eine Buttersemmel übriggeblieben.

Opa Böhnke hatte in verschlossenen Schränken viele Bücher, die ich lesen durfte. Mit der Oma konnte ich im Nachhinein das Gelesene besprechen. Sie hatte für mich immer Zeit. Außerdem konnte sie sich mit Tieren, Blumen, Bäumen, Vögel, Märchen und in der Bibel gut aus.

Am Abend nach getaner Arbeit, konnte Großmutter lange am Fenster in der Dämmerung sitzen und die Schummerstunde genießen, wobei sie kein Wort sprach. Doch ich hatte immer das Gefühl, als würde sie mit Herrgott Zwiesprache halten, als würde sie Ihm für den heutigen Tag danken. Deshalb wagte ich nicht, ihr Schweigen zu stören. Oft sagte sie nach dieser stillen Stunde „Das Leben ist viel zu kurz! Es zerfließt uns unter den Händen! Was wohl einmal aus Dir wird?“. Dann erhob sie sich und streichelte mir liebevoll über das Haar. Es lag dabei viel Zärtlichkeit und Sorge in ihren Worten.

Ihre Sätze ließen mich erschauern, weil ich merkte dass Großmutter um die Geheimnisse des Lebens mehr wusste, als ich zu

ahnen glaubte. Sie fühlte sich für mich mitverantwortlich! Sie sah wohl die Katastrophe, die uns noch bevorstand, voraus!

Am Dienstag, dem 23. Januar 1945 gegen 15.00 Uhr, verließen wir bei 25 Grad Kälte unser Heimatdorf Kreuzofen mit den Großeltern mit dem letzten Zug von Rudczanny über Johannsburg, Arys, Lötzen, Rasterburg und Barterstem nach Glommen, wo wir am Donnerstag, dem 25. Januar gegen 16.00 Uhr ausgeladen wurden.

Wir kamen in getrennte Privatquartiere nach Borken. Hier sind wir am Dienstag, dem 30. Januar um 0.30 Uhr, von deutschen Soldaten geweckt worden, weil der Ort Borken zur Hauptkampflinie erklärt wurde. Auf offenen Militär-Lastkraftwagen ging es in die dunkle Nacht hinaus. In dieser Nacht sind wir von den Großeltern getrennt worden.

Meine Großeltern sind am Frischen Haff von den Sowjets eingeholt worden und im Februar 1945 mit heimfahrenden Trecks nach Kreuzofen mitgenommen worden, wo sie ihr Haus wieder bezogen.

Meine Großmutter ist am 10. Dezember 1945 im Alter von 77 Jahren in Kreuzofen an den Folgen des polnischen Terrors und Hungers verstorben. Sie ist auf dem Kreuzofener Neuen Friedhof beerdigt worden, wo auch ihr erster Mann Friedrich Sayk und ihre Tochter Anna Busse begraben liegen.

Samuel Böhnke ist 1947 in Kreuzofen verstorben und ebenfalls auf dem Kreuzofener Friedhof beerdigt worden.

Gunter Schiwy

Ein Bericht:

Der Friedhof von Dorntal wurde nach Zielhausen umgebettet

Czernien ab 1929 Dorntal jetzt Ciernie

ein bereits 1493 gegründetes Oratzendorf im Kreis Lyck/Ostpreussen.

durch dieses Dorf ist die Via Baltica, eine Strasse von Mitteleuropa ins Baltikum, gebaut worden. Ohne vorhergehende, detaillierte archäologische Recherchen, letztendlich quer durch den ehemaligen deutschen Friedhof des Ortes, welcher bis zur Vertreibung der Deutschen 1945 von den Dorfbewohnern belegt wurde.

Sämtliche Orte des Kreises Lyck, nahezu 160, hatten eigene Friedhöfe.

Während der Strassenbauarbeiten wurde wenig Rücksicht genommen und immer mit grossem Gerät gearbeitet.

Dorntal hatte, über die Jahrhunderte, immer etwa 100 Einwohner, dementsprechend wurde der Friedhof schon öfter gebraucht.

Nun habe ich massiv versucht eine gerechte Lösung zu finden und vorgeschlagen alles nach Kalkofen umzubetten, s. auch mein Bericht im Hagen Lycker Brief 2021, S.125ff.

Mein Anliegen wurde aus unterschiedlichen Gründen abgelehnt, diese Gründe sind

- der Friedhof in Kalkofen ist im Register der historischen Denk-

mäler aufgeführt und es müssten archäologische Untersuchungen unter der Aufsicht des Konservators durchgeführt werden.

Von anderer Seite hörte ich, dass die Umbettung nach Kalkofen wegen rechtlicher und finanzieller Komplikationen aufgegeben werden mußte.

Wie dem auch sei, die polnischen Behörden haben eine vortreffliche Lösung gefunden und die Überreste aus Dorntal nach Zielhausen, östlich am Stadtrand von Lyck, umgebettet.

In einer würdevollen Feier, am 1. Oktober 2021, fand die Umbettung statt.

Anwesend waren Vertreter der Behörden, insbesondere Paster Pysz von der evangelischen Kirche in Johannsburg, welche die Feier zelebrierte.

Auf der Tafel steht: Hier ruhen die Reste von den verstorbenen Personen die aufgefunden wurden bei den archäologischen Arbeiten auf dem ehemaligen evangelischen Friedhof in Ciernie deutsch Dorntal.

Die Feier ist professionell durchgeführt, die Überreste sind in etwa 150 Grabschachtel eingebettet.

Möge diese Gedenkstätte lange erhalten bleiben

10. Oktober 2021

Reinhard Donder

Fotos aus Zielhausen von Andrzej Rejrat

„TAKI PEJZAŻ“ – „SO EINE LANDSCHAFT“

Ausstellung von Wilhelm Sasnal im Museum der Geschichte der Polnischen Juden POLIN

Von Arkadiusz Łuba

Bis zum Ausbruch des zweiten Weltkriegs lebten in Polen dreieinhalb Millionen Juden. 90% davon wurde systematisch in Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert und dort ermordet. 140 Tausend Juden verließen Polen nach dem Pogrom von Kielce von 1946. Im Zuge der antisemitischen Kampagne reisten weitere 25 Tausend polnische Juden aus dem Land aus. Über diese Leere in der polnischen Landschaft erzählt die Ausstellung „Taki pejzaż“ („So eine Landschaft“) von Wilhelm Sasnal im Warschauer Museum der Geschichte der Polnischen Juden POLIN.

„Bäume den Blumen
Blumen den Dornen
auf den Träumen
laufen Leichen

Winde wehen
krumme Kiefern
unbrauchbar
aber real

so eine Landschaft
so eine Landschaft“

„Taki pejzaż“, zu Deutsch „So eine Landschaft“, ist ein Gedicht des polnischen Dichters Andrzej Szmidt, gesungen von Ewa De-

marczyk. Düster klingen diese Verse in ihrer Interpretation. Der Text ruft unaussprechliche Emotionen hervor, die an beunruhigende Bilder von Jonasz Stern oder Arnold Böcklin erinnern. Die Töne haben etwas Schmerzhaftes, Perverses, Erschreckendes.

– Besonders, wenn man bedenkt, dass es bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges 81 große und 737 kleine jüdische Gemeinden in Polen bestanden und sie alle vernichtet wurden. Mit ihnen verschwand die Welt, die sie erschaffen hatten. Die größte jüdische Gemeinde der Welt ist zu einer der kleinsten geworden; und aus einem Land, das zuvor eines der ethnisch vielfältigsten war, ist eines der homogensten geworden.

Es reicht, eine niedrige getünchte Baracke zu sehen, um an Auschwitz denken zu müssen. Bahngleise erinnern an Deportationen. Ein Haufen Kohlköpfe – an einen Schädelberg bzw. ein Versteck. Nichts ist also in der Ausstellung von Wilhelm Sasnal so, wie es scheint.

Der Maler macht die polnische Landschaft zum Thema. Er setzt sich bereits seit zwei Jahrzehnten mit der Vergangenheit seines Landes auseinander. Sein Interesse am Judentum komme von einem unbewussten Gefühl der Abwesenheit, sagt Sasnal: „Diese Landschaft ist nicht neutral. Sie hat viele Schichten. Unter der Begeisterung dafür versteckt sich die Frage »Was war früher hier?«. Diese Landschaft ist stark von der Geschichte gekennzeichnet. Man denkt ständig daran, dass es darunter noch etwas gibt. Sie ist nicht unschuldig. Wenn wir kurz innehalten, könnten wir uns vorstellen, was diese Bäume und Hügeln gesehen haben. Und dann diese erdrückende Leere. Oder wenn man Orte sieht, die früher

von jemand anderem bewohnt wurden. Man muss sich dann fragen: »Was ist mit alledem passiert?«.

Es sei schwierig die Geschichte Polens ohne die Geschichte seiner Juden zu erzählen, so Sasnal. Deswegen sagte er einer Ausstellung im Museum der Geschichte der Polnischen Juden POLIN zu: „Es ist schwierig, Judentum von Polentum zu trennen. So bin ich auch ziemlich kritisch dem historischen Narrativ gegenüber. Für mich war anfangs die Entdeckung interessant, dass es nur wenigen bewusst war, dass Polen auch auf der bösen Seiten stehen konnten. Sie waren doch sonst immer nur Opfer... Doch für jemanden, der sich als Pole betrachtet, muss es genau erläutert werden“.

„Wovor haben Polen Angst?“, mag also ein Gemälde von 2008 fragen, auf dem „strach“ – das polnische Wort für Angst – in einem See gespiegelt wird. – Vielleicht davor, das Opfer-Image einer Nation zu verlieren, die auf allen Schlachtfeldern Europas ihr Blut vergossen hat und von romantischen Nationaldichtern als Christus der Völker inszeniert wurde...

Doch der Titel ruft auch das gleichnamige Buch von Jan Tomasz Gross in Erinnerung. Der polnisch-amerikanische Historiker bespricht darin die antisemitisch motivierte Gewalt von Polen gegen Juden in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg.

„Wenn ich heute den Stacheldraht sehe, denke ich an die Vernichtungslager; weniger an eine Grenze, die die edelmütigen polnischen Bürger vor Flüchtlingen schützt. Ich bin traurig und ratlos“, sagt der Künstler. Juden stehen in Sasnals Ausstellung stellvertretend für alle Anderen und Fremden. Angesichts des jüngsten Ge-

schehen an der polnisch-belarussischen Grenze, scheine man sich nicht mehr an die Auswirkungen des geschürten Hasses und der Ignoranz gegenüber Minderheiten vor Jahrzehnten zu erinnern, unterstreicht der Künstler. Fremde seien laut ihm heute Flüchtlinge, die vor Tod und Hunger fliehen oder einfach ein besseres Leben suchen.

Die Werke hat Adam Szymczyk ausgewählt. Als Kunstkurator richtet er gerne sein Brennglas auf verschiedene Weltkonflikte. Der politische Anspruch ist auch in der Warschauer Ausstellung sichtbar. Diesbezüglich sieht er nur zwei Möglichkeiten für die Kunst: „Die Kunst kann entweder politisch bewusst und bürgerlich engagiert sein oder nicht. Wenn nicht, dann wird sie nebensächlich und unbedeutend. Wilhelm Sasnal denkt genauso. Er definiert sich in erster Linie als Bürger und dann erst als Bürger-Künstler“.

Polen scheint seine jüdische Vergangenheit nicht bewältigt zu haben. So möchte die Ausstellung gegenüber der polnischen Gesellschaft eine therapeutische Funktion erfüllen. Sie ist unter Umständen in der Lage, sie zu erschüttern, zu reinigen und gleichzeitig zu heilen.

Die polnische Beziehung zum Holocaust werde gerade erst entdeckt, sagt Szymczyk: „Für die Generation, die keinen direkten Kontakt mit dem Holocaust hatte, sind die polnisch-jüdischen Beziehungen komplett neu. Sie wird durch verschiedene Orte, wie beispielsweise die jüdischen Friedhöfe, die langsam verfallen und verschwinden, jeden Tag mit der Vergangenheit konfrontiert. Die Bilder in der Ausstellung haben darüber viel zuzusagen. Man lebt in dieser Landschaft und sollte sie anfangen zu verstehen. So wün-

sche ich mir, dass viele die Ausstellung sehen und dadurch ange-
regt werden, die Kunst nicht als bloße Dekoration wahr zu neh-
men, sondern als eine wichtige Stimme in einer gesellschaftlichen
Debatte“.

Für Wilhelm Sasnal zeigt seine Ausstellung auch die Vielschichtig-
keit der Welt, in der man lebt. „Wahrlich sind das endlose Schich-
ten von Bedeutungen und Kontexten“, sagt er: „Man sollte nicht
nur der einzigen ‚richtigen‘ Erzählung erliegen, denn es gibt viele
verschiedene Erzählungen. Wenn wir alle verfügbaren Fakten be-
trachten, können wir mit reinem Gewissen in den Spiegel schauen,
kommen der Wahrheit näher und werden die Geschichte nicht ins-
trumentalisieren“.

So richtet sich Sasnal gegen alle Leugner und Relativierer. Es lohnt
sich, ihm zuzuhören.

E I N L A D U N G

**Die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde in Sorkwity
und der Verein Freunde Masurens e. V.**

geben sich die Ehre,
Sie
zu einem Vortrag mit dem Referenten
Pastor Fryderyk Tegler
**„Pastor Gustav Hermann Marcin Giseviusz als Seel-
sorger und Helfer in der Not!“**
einzuladen.

Das Projekt findet unter der Schirmherrschaft von der Landrätin
von Mrągowo Frau Barbara Kuźmicka-Rogala statt.

**Der Vortrag findet am Freitag, dem 03.12.2021 um 17.00 Uhr
in der ev. Kirche in Sorkwity statt.**

Anschließend laden wir Sie zu einem kleinen Imbiss und einem
Glas Sekt in das Jugendzentrum ein, um mit den Referenten ins
Gespräch zu kommen.

Ks. Krzysztof Mutschmann
Pastor in Sorkwity

Kerstin Harms
Vorsitzende
Freunde Masurens e. V.

Ein Bild wächst zusammen

Für mich ist nichts verloren gegangen, sagte die Frau, und ihr leichtes Lächeln schwankte dabei zwischen Verlegenheit, Erstaunen über sich selbst und unerschütterlichem Wissen. Alles, was einmal war, bleibt mir gegenwärtig. All mein Erinnern hat sich im Laufe der Jahre um **Gustchen** zusammengedrängt. Alle Züge meiner Stadt haben sich mit gelassener Selbstverständlichkeit in ihr vereinigt. Und es mag nun merkwürdig klingen, aber ich begegne Gustchen immer wieder und in aller Welt. Das erscheint wie ein Märchen. Doch es ist keine zauberische Hinzudichtung zu finden, selbst wenn mein Verstand Lupe und Sonde ansetzt.

Als Kind war für mich die alte Gustchen der Inbegriff unserer Straße. Ihr gehörte der große Obst- und Gemüsegarten an der Ecke Fabrikstraße, wo herrliche Bäume den Straßenrand säumten. Für mich war es klar, dass Gustchen auch für diese Bäume verantwortlich war. Denn diese Bäume begnügten sich nicht allein mit dem Schmuck ihrer silbrig schimmernden Blätter und roten, von mehlig-süß erfüllten Früchte, sie holten sich von Zeit zu Zeit auch noch lang wehende Heuhaare von vorbeirumpelnden, hochgestakten Heuwagen herunter und fächelten mit ihnen den würzigen Heuduft über die ganze Stadt.

Hier also wirtschaftete Gustchen. Sie verkaufte den Hausfrauen Kräuter, Salat, knackfrische Radieschen und gelegentlich zum Wochenende sogar einen Blumentopf voller Vergissmeinnicht.

Uns Kindern aber schenkte sie süße Kaffeebohnen, die nur sie an einem geheimnisumwitterten Strauch in ihrem Garten zu entdecken wusste. Wir glaubten ihr bedingungslos und erschauerten von Wundern angerührt, wenn sie dabei leise lachend mit ihren verarbeiteten Händen über unseren Kopf strich. Gustchen blieb uns auch dann noch gegenwärtig, als der Garten längst einem breiten Miethauskomplex Platz gemacht hatte.

Bald nachdem es Gustchens Garten in unserer Straße nicht mehr gab, entdeckte ich sie eines Markttages mitten im Verkaufsgeschnatter. War sie es wirklich? Aber wer anders als sie konnte es sonst sein. So sein!?

Dort saß Gustchen nicht einfach wie andere Marktfrauen. Sie thronte auf einem Kissen zu Füßen des bronzenen Freiheitsdichters Schenkendorf, umgeben von Säckchen voller Majoran, Schafgarbe, Fenchel, Pfefferkraut, Kümmel und Kamille, umgeben von dem auf groben Sacktuch bündelweise ausgebreiteten Würzgeruch von Petersilie, Thymian, Waldmeister, Pfefferminz, Salbei und Dill, mitten unter Pilzen, Sauerampfer, Tannengrün und Unmengen von Margeriten, Vergissmeinnicht, Zittergras und Maiglöckchen.

Gustchen thronte da, sommers geschmückt mit einem weißen, tief in die Stirn hineingezogenen Tuch, das einmal bunte Tupfen gehabt haben musste, winters dick verpackt unter Kappe, Wolltuch und Schal, angetan mit einer irgendfarbenen Jacke, dunklem großbauschigem Wollrock und steifgestärkter Halbschürze. Aber um Gustchen zu sein, brauchte es mehr, als nur eine Kräuterwiese, einen Kissenthron und ein rückentiefes Sommertuch. Da musste

man jeden Markttag zwischen Nacht und Dämmer die Kräuter so in die Körbe sammeln, dass sie auch noch nach stundenlanger Sonnenglut frisch blieben; die Beeren so hoch in den hölzernen Litermaßgefäßen aufhäufeln, dass man daran gleich das allerbeste Maß des ganzen Marktes erkannte; und auch die allerbesten Spitztüten des Platzes aus Zeitungspapier drehen. Um Gustchen zu sein, musste man einfach das Leben wissen.

Gustchen wusste und weihte die noch ungelenten, neu in Stadtdienste getretenen Landkinder in das spezielle Schmeck-Zeremoniell des Käsekaufs und das Ritual des Butterkostens aus umfunktionierten Likörkelchen mittels eines Teelöffelstiels ein. Sie brachte den unerfahrenen, eben zu Haushaltsehren geheirateten Frauen so zwischen dem Kauf von beruhigendem Baldrian, Lindenblüten und einem Sträußchen Wiesenschaumkraut bei, wie man sich löblich dem Herrn Gemahl fügte und dennoch die Wirtschaft nach eigenem Geschmack und Willen führte. Und Gustchen ließ sich nicht lange nötigen, wenn ihre Heilkünste gefragt waren. Sie nahm sich dann Zeit, dem Ach und Weh der Familie genau zuzuhören. Denn Bauchschmerzen waren für sie nicht gleich Bauchschmerzen. Gegen die einen empfahl sie frisches Sauerkraut aus der Tonne, gegen die andern nichts weiter als rohe Karotten oder Radieschensaft und Petersilie oder einen eiskalten Wickel.

Wenn ich es recht bedenke: man wusste nichts über Gustchen selbst. Umso mehr wusste sie Bescheid über die Welt im Allgemeinen und die Menschen im Besonderen. So war sie die Welt, die uns umgab. Mehr brauchte man nicht zu wissen. Für mich jedenfalls wurde Gustchen nun zum Inbegriff des Marktes. Und da mir der

Markt wiederum der Inhalt unserer Stadt war, so eben wurde sie auch zum Inbegriff der Stadt.

Als ich Gustchen nach dem Krieg zum ersten Mal wiedersah, erschrak ich tief. Ich hätte nicht sogleich sagen können, warum ich erschrak. Erst viel später gab ich mir darüber Rechenschaft: Es war das Erschrecken, etwas über so viele Jahre hinweg vergessen zu haben, was einmal nicht fortzudenken gewesen war. Es war das Erschrecken vor meiner Wehrlosigkeit gegenüber dem plötzlich anstürmenden Heimweh.

Ich stand angewurzelt da und schaute. Gustchen saß mitten im Großstadtgewühl eines Freitags am Nachmittag da, wo man im Betonpflastergrau einen winzigen Fleck für ein wenig Erde ausgespart hatte, und in der nun Wuhr Zigarettenstummel und Papiere zu wachsen schienen als Blätter an einem armseligen Strauch. Sie saß auf einem der runden, niedrigen Säulensteine, die drumherum standen, und von denen man nicht wusste, ob sie die hastenden Großstadtmenschen vor dem Hauch von Natur schützen oder zum Verweilen einladen sollten. Durch Gustchen hatten sie plötzlich ihre Funktion erhalten.

Gustchen saß auf einem der Steine wie mitten in ihrem Kräuterstand daheim. Wieder bauschte sich ein langer dunkler Rock, der ihre Füße bedeckte. Ein dunkelblankes Kopftuch war mit strenger Schleife unter ihrem Kinn gebunden, aber das kleine Blütenmuster hob alle Strenge auf. Sie war angetan mit einer Jacke, deren Ärmel nach altmodischer Art an den Schultern angekraust waren. Gustchen machte aus dem verkümmerten Naturüberbleibsel eine

liebliche Insel der Einkehr, eine satte Oase der Ruhe, in der die Säulensteine plötzlich in der alltäglich vorüberhastenden Vergänglichkeit zu Sockeln der Standhaftigkeit wurden, auf denen man getrost ausruhen und sich eine neue Standortbestimmung aufbauen konnte.

Ich blieb an einer Schaufensterecke stehen, tat so, als prüfe ich genauestens irgendwas in der Auslage, und schaute doch nur durch die Scheiben hindurch auf Gustchen. Musste immer wieder hinschauen. Die Gedanken kamen schwerfällig mit Fragen daher. Wie kommt Gustchen in diese Ruhrgebietsgroßstadt? Ausgerechnet hierher und nach so vielen Jahren? Dann kamen die Zweifel angestolpert, überstürzten sich. Das ist ja gar nicht Gustchen. Kann sie gar nicht sein. Wo denkst du hin, Gustchen ist doch schon lange tot.

Nein, diese Frau konnte nicht Gustchen sein und war es doch auf eine merkwürdig anheimelnde Art. Sie passte hier nicht hinein und gab dem Ort dennoch einen bedeutungsvollen Anstrich. Ich konnte mich kaum sattsehen und schlich doch fort, verwirrt und aufgewühlt.

In den nächsten Tagen fing ich an, nach Gustchen auszuschaun. Ich entdeckte dabei meine alte Stadt wieder und vertraute mich der neuen an. Sie blieb mir nun nicht mehr fremd. Und noch etwas anderes geschah. Wenn ich nun an das Früher und an das Daheim dachte, an alles, was irgendwann einmal schön oder traurig, ungreiflich oder lustig, hart oder zauberhaft gewesen war, dann schob sich das Bild der alten Gustchen ganz von selbst dazwischen, übernahm alle Gesichter.

Sie war die große, stattliche Frau Woska, in deren Eckladen wir die Milch holten, weil sie sie die unwahrscheinliche Kunst vollbrachte, ihr Litermaß durch einen letzten, schon in die Milchkanne fließenden Schwapp bis fast über den Rand hinaus zu füllen.

Sie war das kleine, zarte Mehlfräulein, das sich geduldig die Besserwiserin oder Nörgeleien ihrer Kunden anhörte und die schweren Säcke von einer Ecke ihres kleinen Ladens in die andere wuchtete, als wären es aufgeblasene Lappen.

Sie wurde selbst zur Bengerschen, deren Keifen über alle, mit Vorliebe einzig an ihrem niedrigen, schiefergrau verputzten Haus ballspielenden Kinder nun Gustchens Gesicht nach all diesen Jahren rechtfertigte. Und sie verwandelte sich sogar in den Lehrer Sperber, dessen Gutmütigkeit wir ausnutzten, um ihm auf der Nase herumzutanzten, und der trotzdem nicht aufhörte, uns außer von den französischen Vokabeln auch von einem gesünderen Leben zu überzeugen.

Es hatte etwas Beruhigendes an sich, inmitten der beängstigenden Tagesjagden und wirren Träume nun ein vertrautes Gesicht zu wissen.

Als ich Gustchen das nächste Mal begegnete, erschrak ich nicht mehr und war auch nicht einmal mehr sonderlich verwundert darüber, obwohl es diesmal mitten in England war, genauer gesagt in Warwick.

Angelockt von den Antiquitäten in den Kleinscheiben-Fenstern des sechshundertjährigen Porridges Pot müssen wir sie zunächst übersehen haben. Erst Spatzengezeter machte uns auf sie aufmerksam.

Sie stand an die Wand des Lokals gelehnt, fast schon wie zu einem Teil dieser uralten Fassade geworden, und fütterte die Spatzen. Bröckchen für Bröckchen teilte sie aus-, servierte sie, wie eine alte Kinderfrau vielleicht die selbstgerichteten Karamellbonbons gerecht unter einer sich balgenden Kinderschar zu verteilen sucht. Ihr Gesicht schien fast hoheitsvoll streng vor all der praktizierten Gerechtigkeit. Aber das Lächeln spielte um ihre Lippen, als wisse es ganz genau, dass diese zur Schau gestellte Strenge unter anstürmendem Kinderlachen in ein Nichts zerfließen würde.

Sie trug diesmal einen jener Jahrhundertwende-Hüte, die an zusammengedrückte Zylinder erinnern, einen engen, fast bodenlangen Mantel, der aussah, als hätte er viele Parkbanknächte und Almosenküchen ausmessen müssen und halte doch standhaft an der Richtigkeit der angeblich guten alten Zeit fest.

Gustchen ließ sich nicht suchen und nicht mit gutem Willen irgendwo herausschauen, wo man sie vielleicht gern gesehen hätte. Nein, Gustchen war unbestechlich. Und doch blieb sie auf ihre stille, unaufdringliche Art gegenwärtig. Irgendwann trat sie aus dem Schatten heraus.

Es riss mich zu ihr herum, als wir mit dem Bus durch Polen fuhren, und ich sie kurz vor Posen am Straßenrand zu erkennen glaubte. Angetan im Sonntagsstaat, obwohl es mitten in der Woche war.

Wir waren viel zu schnell an ihr vorbei, aber ich sah durch das Heckfenster, dass ihre erhobene Hand uns noch lange nachzitterte.

Ein anderes Mal stand Gustchen mitten im Wald von Stockaryd in Schweden, wo wir über unserer Urweltwanderung die Richtung verloren hatten, plötzlich wie eine Geistererscheinung vor uns. Sie steckte in verschmutzten, alten Gummistiefeln und einer langen Wolljacke modernster Buntheit. Das reiche Untergehölz hatte sich an ihren Haaren und an den zwischen Jacke und Stiefeln sich knautschenden Hosen festgeklammert. Wer weiß, was in ihren ausgebeulten Jackentaschen steckte.

Ohne viele Worte winkte sie uns zu einem schon ein wenig morschen Kahn, ruderte uns über den See, den wir noch gar nicht entdeckt hatten, und ruhte nicht eher, als bis wir in ihrem weiß-roten Holzhaus uns durch siebenerlei Kuchen und Kekse gegessen und dazu giftgrünes Sprudelwasser getrunken hatten, weil wir ihr absolut mit dem Kaffeekochen keine Arbeit machen wollten. Dann erst brachte sie uns auf den Weg.

In Sagorsk hatte ich sie nicht erwartet. Sie saß an einer der Säulen in der Kathedrale, wo sich ungewöhnlich viele Gläubige jeden Alters zur Ikonenwand drängten. Ihre verkrüppelten Hände ruhten im Schoß. Ihr Blick schien wesenlos, schien durch bedingungslose Ergebenheit schon emporgehoben in eine außerirdische Welt, schien ganz Verklärung.

Das muss wohl auch den jungen, das Weihrauchgefäß durch die Menge schwingenden Popen so angerührt haben, dass er sich vor ihr verneigte, tief, ehrerbietig tief.

Dieser winzige Augenblick im prall-gefüllten Touristikerleben wühlte uns unendlich auf.

Wenn ich Gustchen in Schottland gesucht hätte, dann vielleicht beim Scheren der Schafe oder als eifrige Sammlerin bei der Heilsarmee, vielleicht auch noch sinnend vor den gewaltigen Rhododendronhecken, gewiss aber nicht bei einem Picknick. Und doch traf ich sie dort.

Es war kein Wetter für ein Picknick an diesem Tag. Die Berge spielten mit Wolkenschleiern, die sie mal lässig flattern ließen, dann wieder enger um sich zogen. Die kargen Felsenweiden waren nass. Aber Gustchen saß auf dem einzigen Feldsessel, Mittelpunkt eines ganzen sie umlagernden Clans. Und der Clan schien weder die malerische Kulisse der schroffen Abgründe noch Ginstergold, das Gebalge zweier Hunde oder gar uns fremde Gaffer zu sehen. Er stand in ungemein selbstsicherer Heiterkeit im Banne von Gustchen.

Gustchen stellte eine Frage in die Augen, und aus der entferntesten Reihe erhob sich ein junges Mädchen, eilte zu ihr und empfing lächelnd ein kleines Kuchenstück. Gustchen hob das Kinn um ein wenig, und ein Mann mittleren Alters war schon an ihrer Seite und legte ihr das dicke, schafwollene Tuch neu um die Schultern. Gustchen saß da, klein und fast zerbrechlich. Und doch regierte sie den Clan mit dem Heben ihres kleinen Fingers, mit der Haltung ihres Kopfes, mit dem Blick, mit ihrem Lächeln. Und es war, als warteten alle im fröhlichen Geplauder miteinander nur darauf, von ihr durch einen kleinen Wunsch ausgezeichnet zu werden. Und sie nahm diese verborgene Huldigung mit selbstverständlichster Bescheidenheit hin.

Gustchen ist keine Legende einer heilen Welt. Das Leben hat alles in die Furchen ihres Gesichts gesät. Ich halte mich daran, was in diesen Furchen aufging.

Einmal habe ich Gustchen weinen sehen. Sie stand am Ende einer Betonstrasse, die einst eine Brücke gewesen war. Es gab kein anderes Ufer mehr. Der Wind zerrte an Gustchens zigeunerbuntem Rock, löste das ausgebleichene Tuch von ihrem grauen Strähnenhaar. Aber auch das Tuch fand mit dem Wind keine Gegenüberseite, blieb an einer rostigen Stange hängen, die noch immer wie eine spitze Waffe in einen friedlichen Frühlingshimmel stieß.

Es gibt viele abgebrochene Brücken in der Welt. An einer von ihnen habe ich Gustchen lautlos weinen sehen. Aber sie löste das Tuch von der Roststange wischte sich damit Tränen und Staub aus dem Gesicht, schneuzte darein, verbarg es zusammengeknüllt irgendwo unter ihrem weiten Rock, vielleicht für neu Sturmtage.

Ich habe mich oft gefragt, was es nun im einzelnen ausmachen mag, warum ich hier und da und immer wieder irgendwo in der Welt und in mancherlei Verkleidung Gustchen zu begegnen glaube. Was ist es, was mich erinnert und anrührt und dann so mit Ruhe und Sicherheit im Weitergehen erfüllt. Ganz bestimmt Gesichtszüge? Ein vertrauter Blick? Die stumme Sprache von Lippen und Händen den? Ich weiß es nicht zu sagen. Das Bestimmende liegt wohl auch nicht im Äußerlichen.

Gustchen war Ganzheit und Widersprüchlichkeit in einem. Rhabarberrealität und Kaffeebohnengeheimnis; Käseschmeckwissen

und Kräutermystik; denkmaliger Kissenthron und uferloses Sich-
ausströmen für andere.

Ein Bild wächst zusammen, musste ich einmal denken. Ein Bild, das mit scheinbaren Gegensätzlichkeiten so weltumspannend heimatlich wirkt. Ein Bild, das, mit dem Wissen um die Unversiegbarkeit jener Quellen erfüllt ist, die wir alle täglichen Leben brauchen. Meine Quelle trägt den Namen Gustchen. Gustchen ist jener Augenblick Heimkehr, der alles Neue besser begreifen lässt.

Annemarie in der Au

Aus: Und das Leuchten blieb ...

INHALT

3. Totensonntag -**Klaus Nagorni**
4. Können wir noch der Nächsten gedenken, die von uns gegangen sind? Oder: über den Tag der Toten
– **Barbara Willan**
9. Unsere irdische Episode - **Stefan Pioskowik**
10. Der masurische Großvater - **Klaus Nagorni**
17. Meine Großmutter - **Willy Rosenau**
18. Der dankbare Enkel - **Gunter Schiwy**
22. Ein Bericht: Der Friedhof von Dorntal wurde nach Zielhausen umgebettet - **Reinhard Donder**
24. „TAKI PEJZAŻ“ – „SO EINE LANDSCHAFT“
Ausstellung von Wilhelm Sasnal im Museum der Geschichte der Polnischen Juden POLIN
- **Arkadiusz Łuba**
29. E I N L A D U N G zu einem Vortrag mit dem Referenten in Sorkwity – **Freunde Masurens**
30. Ein Bild wächst zusammen - **Annemarie in der Au**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Ewa Dulna, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

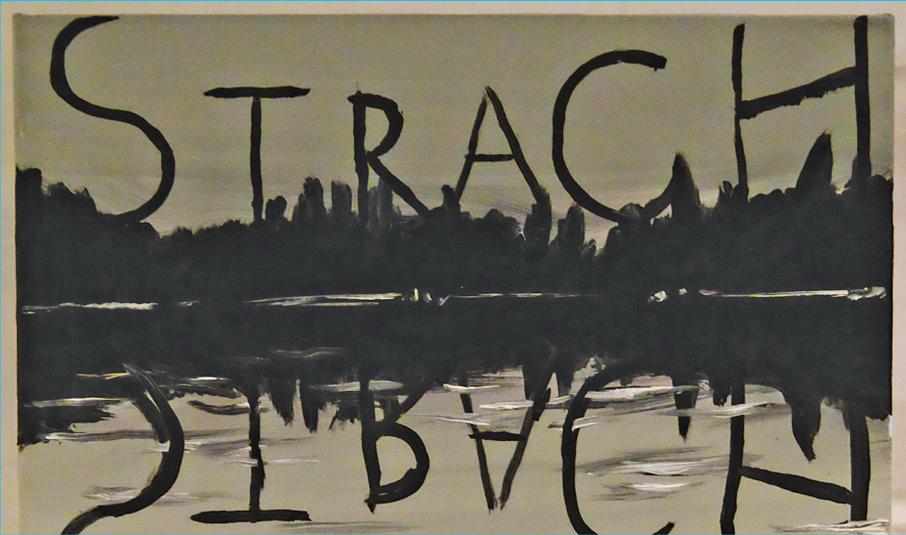
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Inne- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Der Friedhof von Dorntal wurde nach Zielhausen umgebettet S.22



Oben: Wilhelm Sasnal: „Ohne Titel (Angst)“, 2008, Öl auf Leinwand, fot. © Arkadiusz Łuba; Unter: Wilhelm Sasnal: „Der 1. Januar (Seite)“, 2021, Öl auf Leinwand, fot. © Arkadiusz Łuba S.24